

Naturlyrik in der Kursstufe – Hinweise zur Textauswahl und unterrichtlichen Erarbeitung

Dass jede Textauswahl primär fachwissenschaftlichen und didaktischen Kriterien zu folgen hat, versteht sich ebenso von selbst wie Orientierung an persönlichen Präferenzen und unterrichtspraktischen Erfahrungen.

Muss die vorgelegte Textauswahl, die auch bisher in der Abiturprüfung (1980 ff.) angebotene Naturgedichte im Blick hat, deshalb als eine Möglichkeit unter vielen verstanden werden, so sind andererseits bestimmte Autoren sicher von besonderer Bedeutung. Dazu zählen etwa Goethe, Hölderlin, Eichendorff, Rilke, Heym, Brecht, Eich, Huchel, Krolow, Fried, Bachmann und Sarah Kirsch.

Das literaturgeschichtlich weitgespannte Thema und die Vielzahl der Gedichte verlangen eine konsequente Exemplarität der Erarbeitung. Die vorgeschlagenen 30 Gedichte bedürfen nochmals einer Auswahl. Realistisch erscheint eine Unterrichtseinheit von bis zu 20 Gedichten, die sich nach einer Einführungsphase zeitlich über Kursstufe verteilen lässt. Epochenkenntnisse sind nicht im Detail, sondern im Rahmen von Orientierungswissen zu vermitteln. Die Lösungshinweise der Abiturprüfung verbuchen die Berücksichtigung des literarhistorischen Hintergrunds in der Regel unter „besondere Leistung“.

Fortbildung für Multiplikatoren
Bad Wildbad, 11.- 13. November 2013

Schwerpunktthema im Fach Deutsch ab Abitur 2016:

**Natur und Mensch
in der deutschsprachigen Lyrik
vom Sturm und Drang bis zur Gegenwart**

UE Naturlyrik – Eine Textauswahl

Prof. Peter Merkel
Staatliches Seminar für Didaktik und Lehrerbildung Heidelberg

Unterrichtseinheit „Naturlyrik“

- Textvorschläge für die Kursstufe -

Quellen:

Deutsche Naturlyrik, hrsg. v. Dietrich Bode, Reclam Verlag; Stuttgart 2012 (RUB 18944)

Moderne deutsche Naturlyrik, hrsg. v. Edgar Marsch, Reclam Verlag; Stuttgart 1980 (RUB 6966)

Das Buch der Gedichte, hrsg. v. Otto Conrady, Cornelsen Verlag 2006

Echtermeyer: Deutsche Gedichte, hrsg. v. Elisabeth Paefgen & Peter Geist, Cornelsen Verlag 2005

Die Erde will ein freies Geleit. Deutsche Naturlyrik aus sechs Jahrhunderten, hrsg. v. Alexander von Bormann, Insel Verlag Frankfurt, 1987

Auswahlkriterien sind vor allem:

- die exemplarische Bedeutung
- der ästhetische Wert
- die Gegenwartsbedeutung
- der Schwierigkeitsgrad
- die Eignung zu literaturgeschichtlicher Kontextuierung
- die motivische / thematische Vielfalt

Johann Wolfgang Goethe

Auf dem See (1775/1789)

An den Mond (1789)

Günter Kunert

Mondnacht (1983)

Friedrich Schiller

Morgenphantasie (1782)

Friedrich Hölderlin

Die Eichbäume (1798)

Clemens Brentano

Sprich aus der Ferne (1801)

Joseph v. Eichendorff

Mittagsruh (1837)

Georg Trakl

In den Nachmittag geflüstert (1912)

Karl Krolow

Sommermittag (1968)

Eduard Mörike,

Er ist's (1829)

Karl Krolow

Neues Wesen (1967)

Theodor Storm

Meeresstrand (1854)

Günter Eich

Strand mit Quallen (1955)

Conrad Ferdinand Meyer

Möwenflug (1881)

Rainer Maria Rilke

Wilder Rosenbusch (1924)

Georg Heym

April (1911)

Printemps (1911)

Gottfried Benn

Anemone (1936)

Bertolt Brecht

Finnische Landschaft (1940)

Peter Huchel

Sibylle des Sommers (1963)

Friedrich Hebbel

Herbstbild (1857)

Ingeborg Bachmann

Freies Geleit (1964)

Erich Fried

Neue Naturdichtung (1972)

Rolf Dieter Brinkmann

Landschaft (1975)

Günter Kunert

Letztes Gartengedicht (1980)

Rainer Malkowski

Die Zypresse (1983)

Ludwig Fels

Fluchtweg (1984)

Sarah Kirsch

Watt I (1992)

Durs Grünbein

Biologischer Walzer (1994)

Peter Hürtling

An den Ginkgo vor der Tür (1997)

Nico Bleutge

libellenkörper, wie erlegt ... (2008)

GEDICHTE ZUR UNTERRICHTSEINHEIT

J. W. Goethe, *Auf dem See* (1775)

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist:
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

J. W. Goethe, *An den Mond* (1789)

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Tal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Günter Kunert, *Mondnacht* (1983)

Lebloser Klotz
Mond eisiger Nächte
der an bittere Märchen erinnert
an fremdes Gelebtwordensein
fern
wo die Menschen heulten
anstelle der Wölfe
über dem blassen Schnee
bis zum Verstummen darunter

Geborstenes Geröll
auf dem unsere Schatten
gelandet sind
und sich taumelnd bewegen
viel zu leicht
für die Last unserer Herkunft
auch dort sind wir hingelangt
wie immer dorthin
wo Leben unmöglich ist:
In Gleichnisse ohne Erbarmen

Friedrich Schiller, *Morgenphantasie* (1782)

Frisch atmet des Morgens lebendiger Hauch,
...Purpurisch zuckt durch düstre Tannenritzen
Das junge Licht und äugelt aus dem Strauch,
 In goldnen Flammen blitzen
 Der Berge Wolkenpitzen,
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
 Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
 Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Auroras Umarmungen glüht.

 Sei, Licht, mir gesegnet!
 Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au,
 Wie silberfarb flittern
 Die Wiesen, wie zittern
Tausend Sonnen im perlenden Tau!

 In säuselnder Kühle
 Beginnen die Spiele
 Der jungen Natur,
 Die Zephire kosen
 Und schmeicheln um Rosen,
Und Düfte beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern und schnauben und knirschen und strampfen
 Die Rosse, die Farren,
 Die Wagen erknarren
 Ins ächzende Tal.

 Die Waldungen leben
Und Adler und Falken und Habichte schweben,
Und wiegen die Hügel im blendenden Strahl.

 Den Frieden zu finden
Wohin soll ich wenden,
 Am elenden Stab?
 Die lachende Erde
 Mit Jünglingsgebärde
 Für mich nur ein Grab!

Steig empor, o Morgenrot, und röte
 Mit pupurnem Kusse Hain und Feld.
Säusle nieder, Abendrot, und flöte
 Sanft in Schlummer die erstorbne Welt.
Morgen – ach! Du röttest
 Eine Totenflur,
Ach! Und du, o Abendrot, umflöttest
 Meinen langen Schlummer nur.

Friedrich Hölderlin, *Die Eichbäume* (1798)

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten, da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pfliegend und wieder gepflegt mit dem fleißigen Menschen zusammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen! Steht, wie ein Volk von Titanen
In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in die Schule der Menschen gegangen,
Und ihr drängt euch fröhlich und frei, aus der kräftigen Wurzel,
Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigen Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.
Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer
Diesen Wald und schmiegte mich gern ans gesellige Leben.
Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,
Das von Liebe nicht lässt, wie gern würd' ich unter euch wohnen!

Clemens Brentano, *Sprich aus der Ferne ...* (1801)

Sprich aus der Ferne
Heimliche Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt.

Wenn das Abendrot niedergesunken,
Keine freudige Farbe mehr spricht,
Und die Kränze stilleuchtender Funken
Die Nacht um die schattigte Stirne flicht:

Wehet der Sterne
Heiliger Sinn
Leis durch die Ferne
Bis zu mir hin.

Wenn des Mondes still lindernde Tränen
Lösen der Nächte verborgenes Weh;
Dann wehet Friede. In goldenen Kähnen
Schiffen die Geister im himmlischen See.

Glänzender Lieder
Klingender Lauf
Ringelt sich nieder,
Wallet hinauf.

Wenn der Mitternacht heiliges Grauen
Bang durch die dunklen Wälder hinschleicht,
Und die Büsche gar wundersam schauen,
Alles sich finster tiefsinnig bezeugt:

Wandelt im Dunkeln
Freundliches Spiel,
Still Lichter funkeln
Schimmerndes Ziel.

Alles ist freundlich wohlwollend verbunden,
Bietet sich tröstend und traurend die Hand,
Sind durch die Nächte die Lichter gewunden,
Alles ist ewig im Innern verwandt.

Sprich aus der Ferne
Heimliche Welt,
Die sich so gerne
Zu mir gesellt.

Joseph v. Eichendorff, *Mittagsruh* (1837)

Über Bergen, Fluss und Talen,
stiller Lust und tiefen Qualen
webet heimlich, schillert, Strahlen!
Sinnend ruht des Tags Gewühle
in der dunkelblauen Schwüle,
und die ewigen Gefühle,
was dir selber unbewusst,
treten heimlich, groß und leise
aus der Wirrung fester Gleise,
aus der unbewachten Brust,
in die stillen, weiten Kreise.

Georg Trakl, *In den Nachmittag geflüstert* (1912)

Sonne, herbstlich dünn und zag,
und das Obst fällt von den Bäumen.
Stille wohnt in blauen Räumen
einen langen Nachmittag.

Sterbeklänge von Metall;
und ein weißes Tier bricht nieder.
Brauner Mädchen raue Lieder
sind verweht im Blätterfall.

Stirne Gottes Farben träumt,
spürt des Wahnsinns sanfte Flügel.
Schatten drehen sich am Hügel
von Verwesung schwarz umsäumt.

Dämmerung voll Ruh und Wein;
Traurige Gitarren rinnen.
Und zur milden Lampe drinnen
kehrst du wie im Träume ein.

Karl Krolow, *Sommernmittag* (1968)

Pavane des Staubs überm Wege,
Der in zimtenem Rot zerbricht!
Die Zungen des Lattichs: träge
Besprechen sie mein Gesicht,

Das horcht auf die Trommel der Hitze
Und ruht in des Mittags Substanz.
Die mit dem Finger ich ritze,
Luft zuckt wie Echsenschwanz.

Die grüne Rute des Windes,
Aus Nußlaub und Stille gemacht,
Schlägt zu: ein kurzes, gelindes
Streicheln, wie Atem der Nacht,

Wie Ahnung von plötzlicher Kühle,
Die aus Birnendickichten bricht,
Wenn in der Blätterschwüle
Vergeht wie der Wind mein Gesicht.

Eduard Mörike, *Er ist's* (1832)

Frühling lässt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
- Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!

Karl Krolow, *Neues Wesen* (1967)

Blau kommt auf
wie Mörikes leiser Harfenton.
Immer wieder
wird das so sein.
Die Leute streichen
ihre Häuser an.
Auf die verschiedenen Wände
scheint Sonne.
Jeder erwartet das.
Frühling, ja, du bist's!
Man kann das nachlesen
Die grüne Hecke ist ein Zitat
aus einem unbekanntem Dichter.
Die Leute streichen auch
ihre Familien an, die Autos
die Boote.
Ihr neues Wesen
gefällt allgemein.

Theodor Storm, *Meeresstrand* (1854)

Ans Haff nun fliegt die Möwe,
und Dämmerung bricht herein;
über die feuchten Watten
spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
neben dem Wasser her;
wie Träume liegen die Inseln
im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
geheimnisvollen Ton,
einsames Vogelrufen –
so war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
und schweiget dann der Wind;
vernehmlich werden die Stimmen,
die über der Tiefe sind.

Günter Eich, *Strand mit Quallen* (1955)

Sterntaler, Meertaler,
geprägt in der Schmiede des Wassers
unter der Herrschaft nicht mehr verehrter Könige.
Silberner Schleim, erstarrt im Dezemberfrost.
Undeutbar
Das rötlich durchscheinende Wappentier,
hieroglyphisch die Inschrift.

Verborgener sind die Märkte,
wo Tangwälder von Träumen gehandelt werden,
Anteile am Regen, der ins Meer fällt,
und das Bürgerrecht versunkener Städte.

Die Armut bückt sich nicht,
die Kiefer dreht sich landeinwärts.
Niemand wird erwartet außer dem Wind.

Conrad Ferdinand Meyer, *Möwenflug* (1881)

Möwen sah um einen Felsen kreisen
Ich in unermüdlich gleichen Gleisen,
Auf gespannter Schwinge schwebend bleibend,
Eine schimmernd weiße Bahn beschreibend,
Und zugleich in grünem Meeresspiegel
Sah ich um dieselben Felsenspitzen
Eine helle Jagd gestreckter Flügel
Unermüdlich durch die Tiefe blitzen.
Und der Spiegel hatte solche Klarheit,
Dass sich anders nicht die Flügel hoben
Tief im Meer, als hoch in Lüften oben,
Dass sich völlig glichen Trug und Wahrheit.

Allgemach beschlich es mich wie Grauen,
Schein und Wesen so verwandt zu schauen,
Und ich fragte mich, am Strand verharrend,
Ins gespenstische Geflatter starrend:
Und du selber? Bist du echt beflügelt?
Oder nur gemalt und abespiegelt?
Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Rainer Maria Rilke, *Wilder Rosenbusch* (1924)

Wie steht er da vor den Verdunkelungen
des Regenabends, jung und rein;
in seinen Ranken schenkend ausgeschwungen
und doch versunken in sein Rose-sein;

die flachen Blüten, da und dort schon offen,
jegliche ungewollt und ungepflegt;
so, von sich selbst unendlich übertroffen
und unbeschreiblich aus sich selbst erregt,

ruft er dem Wanderer, der in abendlicher
Nachdenklichkeit den Weg vorüberkommt:
Oh sieh mich stehn, sieh her, was bin ich sicher
und unbeschützt und habe was mir frommt.

Georg Heym, *April* (1911)

Das erste Grün der Saat, von Regen feucht,
Zieht weit sich hin an niedrer Hügel Flucht.
Zwei große Krähen flattern aufgescheucht
Zu braunem Dorngebüsch in grüner Schlucht.

Wie auf der stillen See ein Wölkchen steht,
So ruhn die Berge hinten in dem Blau,
Auf die ein feiner regen niedergeht,
Wie Silberschleier, dünn und zitternd grau.

Georg Heym, *Printemps* (1911)

Ein Feldweg, der in weißen Blüten träumt,
In Kirschenblüten, zieht fern über Feld.
Die hellen Zweige, feierlich erhellt
Zittern im Abend, wo die Wolke säumt,

Ein düstrer Berg, den Berg mit goldnem Grat,
Ganz hinten, wo ein kleiner Kirchturm blinkt.
Des Glöckchen sanft im lichten Winde klingt
Herüber goldnen Tons auf grüner Saat.

Ein Ackerer geht groß am Himmelsrand.
Davor, wie Riesen schwarz, der Stiere Paar,
Ein Dämon vor des Himmels tiefer Glut

Und eine Mühle fasst der Sonne Haar
Und wirbelt ihren Kopf von Hand zu Hand
Auf schwarze Au, der langsam sinkt, voll Blut.

Gottfried Benn, *Anemone* (1936)

Erschütterer-: Anemone,
die Erde ist kalt, ist nichts,
da murmelt deine Krone
ein Wort des Glaubens, des Lichts.

Der Erde ohne Güte,
der nur die Macht gerät,
ward deine leise Blüte
so schweigend hingesät.

Erschütterer-: Anemone,
du trägst den Glauben, das Licht,
den einst der Sommer als Krone
aus großen Blüten flicht.

Bertolt Brecht, *Finnische Landschaft* (1940)

Fischreiche Wässer! Schönbaumige Wälder!
Birken- und Beerenduft!
Vieltoniger Wind, durchschaukelnd eine Luft
So mild, als stünden jene eisernen Milchbehälter
Die dort vom weißen Gute rollen, offen!
Geruch und Ton und Bild und Sinn verschwimmt.
Der Flüchtling sitzt im Erlengrund und nimmt
Sein schwieriges Handwerk wieder auf: das Hoffen.

Erachtet gut der schöngehäuften Ähre
Und starker Kreatur, die sich zum Wasser neigt
Doch derer auch, die Korn und Milch nicht nährt.
Er fragt die Fähre, die mit Stämmen fährt:
Ist dies das Holz, ohn das kein Holzbein wäre?
Und sieht ein Volk, das in zwei Sprachen schweigt.

Peter Huchel, *Sibylle des Sommers* (1963)

September schleudert die Wabe des Lichts
weit über die felsigen Gärten aus.
Noch will die Sibylle des Sommers nicht sterben.
Den Fuß im Nebel und starren Gesichts
bewacht sie das Feuer im laubigen Haus,
wo Mandelschalen als Urnenscherben
zersplittert im harten Weggras liegen.
Das Schilfblatt neigt sich, das Wasser zu kerben.
Die Spinnen reisen, die Fäden fliegen.
Noch will die Sibylle des Sommers nicht sterben.
Sie knotet ihr Haar in den Bäumen fest.
Die Feige leuchtet in klaffender Fäule.
Und weiß und rund wie das Ei der Eule
Glänzt abends der Mond im dünnen Geäst.

Friedrich Hebbel, *Herbstbild* (1857)

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält;
denn heute löst sich von den Zweigen nur,
was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Ingeborg Bachmann, *Freies Geleit* (1964)

Mit schlaftrunkenen Vögeln
und winddurchschossenen Bäumen
steht der Tag auf, und das Meer
leert einen schäumenden Becher auf ihn

Die Flüsse wallen ans große Wasser,
und das Land legt Liebesversprechen
der reinen Luft in den Mund
mit frischen Blumen.

Die Erde will keinen Rauchpilz tragen,
kein Geschöpf ausspeien vorm Himmel,
mit Regen und Zornesblitzen abschaffen
die unerhörten Stimmen des Verderbens.

Mit uns will sie die bunten Brüder
und grauen Schwestern erwachen sehn,
den König Fisch, die Hoheit Nachtigall,
und den Feuerfürsten Salamander.

Für uns pflanzt sie Korallen ins Meer,
den Wäldern befiehlt sie, Ruhe zu halten,
dem Marmor, die schöne Ader zu schwellen,
noch einmal dem Tau, über die Asche zu gehn.

Die Erde will ein freies Geleit ins All
jeden Tag aus der Nacht haben!
Daß noch tausendundein Morgen wird
von der nächsten Schönheit jungen Gnaden.

Erich Fried, *Neue Naturdichtung* (1972)

Er weiß daß es eintönig wäre
nur immer Gedichte zu machen
über die Widersprüche dieser Gesellschaft
und daß er lieber über die Tannen am Morgen
schreiben sollte

Daher fällt ihm bald ein Gedicht ein
über den nötigen Themenwechsel und über
seinen Vorsatz
von den Tannen am Morgen zu schreiben

Aber sogar wenn er wirklich früh genug aufsteht
und sich hinausfahren läßt zu den Tannen am Morgen
fällt ihm dann etwas ein zu ihrem Anblick und Duft?
Oder ertappt er sich auf der Fahrt bei dem Einfall:
Wenn wir hinauskommen
sind sie vielleicht schon gefällt
und liegen astlos auf dem zerklüfteten Sandgrund
zwischen Sägemehl Spänen und abgefallenen Nadeln
weil irgendein Spekulant den Boden gekauft hat

Das wäre zwar traurig
doch der Harzgeruch wäre dann stärker
und das Morgenlicht auf den gelben gesägten Stümpfen
wäre dann heller weil keine Baumkrone mehr
der Sonne im Wege stünde. Das
wäre ein neuer Eindruck
selbsterlebt und sicher mehr als genug
für ein Gedicht
das diese Gesellschaft anklagt

Rolf Dieter Brinkmann, *Landschaft* (1975)

1 verrußter Baum
nicht mehr zu bestimmen
1 Autowrack, Glasscherben
1 künstliche Wand, schallschluckend

verschiedene kaputte Schuhe
im blätterlosen Gestrüpp

„was suchen Sie da?“

1 Essay, ein Ausflug in die Biologie
das Suchen nach Köcherfliegenlarven, das gelbe

Licht 6 Uhr nachmittags

1 paar Steine

1 Warnschild „Privat“

1 hingekarrtes verfaultes Sofa

1 Sportflugzeug

mehrere flüchtende Tiere,
der Rest einer Strumpfhose an
einem Ast, daneben

1 rostiges Fahrradgestell

1 Erinnerung an

1 Zenwitz

Günter Kunert, *Letztes Gartengedicht* (1980)

Den Spaten ansetzen
unter dem grünen Skalp
abgehoben mit unbedenklichem Griff
verknoten ihre nackten Leiber
Gottheiten zu schamlosen Zeichen
die keiner zu lesen vermag

Vom niegekannten Tag überfallen
fliehen kleine schwarze Gestalten
nach allen Seiten

Humus schwillt leibhaft himmelwärts:
Vorbild und Endziel
und in Ewigkeit schmerzlos
sooft auch das Eisen
ihm teilt

Über den hölzernen Stiel gebeugt
blickst du hinab
wie auf ein anatonisches Präparat
das lebendig ist zu deinem Entsetzen
aber keines Widerstands fähig
beruhigend machtlos
glaubst du

Malkowski, *Die Zypresse* (19??)

Kein Baum, unter dem man rastet.
Ungesellig, kaum Schutz
vor der Sonne.
Überhaupt kein Baum für Nähe
und Zutraulichkeit.
Keins der Laubmammutts,
um die man staunend
herumgeht:
klatschend schlägt die Hand
auf Elefantenhaut.

Die Rinde der Zypresse,
ein Bündel grauer, schlecht
gezurrtter Fasern,
weckt kein Verlangen
nach Berührung.
Aus der Ferne muss man ihn sehen -
Diesen Baum ohne Arme.
Auf einem kahlen Hügel, allein:

aufrecht,
aufrecht,

nachdrücklich redend
in der schwermütigen Sprache
der Zeichen.

Ludwig Fels, *Fluchtweg* (1984)

Einen Sommer lang gehn
durch Heide und über Gebirg
sich vom Wegrand ernähren
segeln durch wogendes Getreide
immer den Vögeln nach und den Sonnen
bevor sie ausgerottet sind.
Man muss erfahren haben
welche Welt vergeht.

Sarah Kirsch, *Watt I* (1992)

Salzränder am Schuhwerk ich lief
Unterm Leuchtfeuer hin der Flutsaum
Setzt sich aus Meergras Möwenflügeln
Plastikgerümpel grämlich zusammen
Muschelgeld uralte dazwischen
Gestreut etliche Sterne.
Die Priele glitzern wie tiefes
Gedächtnis die schmale Sichel
Sich verpissenden Mondes ging
Im zerfledderten Himmel ich konnte
Die Füße nicht lösen und schlich
Als hätte mich Caspar Davids
Schlechterer Vetter
Mit Pech auf den Strand gemalt.
Von den Halligen tönte
Gänsegeschrei.

Durs Grünbein, *Biologischer Walzer* (1994)

Zwischen Kapstadt und Grönland liegt dieser Wald
Aus Begierden, Begierden, die niemand kennt.
Wenn es stimmt, dass wir schwierige Tiere sind
Sind wir schwierige Tiere weil nichts mehr stimmt.

Steter Tropfen im Mund war das Wort der Beginn
Des Verzichts, einer langen Flucht in die Zeit.
Nichts erklärt, wie ein trockener Gaumen Vokale,
Wie ein Leck in der Kehle Konsonanten erbricht.

Offen bleibt, was ein Ohr im Laborglas sucht,
Eine fleischliche Brosche, gelb in Formaldehyd.
Wann es oben schwimmt, wann es untergeht,
Wie in toten Nerven das Gleichgewicht klingt.

Fraglich auch, ob die tausend Drähtchen im Pelz
Des gelehrigen Affen den Heißhunger stillen.
Was es heißt, wenn sich Trauer im Hirnstrom zeigt.
Jeden flüchtigen Blick ein Phantomschmerz lenkt.

Zwischen Kapstadt und Grönland liegt dieser Wald
...Ironie, die den Körper ins Dickicht schickt.
Wenn es stimmt, dass wir schwierige Tiere sind
Sind wir schwierige Tiere weil nichts mehr stimmt.

Peter Härtling, *An den Ginkgo vor der Tür* (1997)

Wenn ich hinaus geh
vor die Tür,
geh
und den seltenen Baum -
dass ich Eins und
doppelt bin -
den ich vor Jahren
gepflanzt habe,
betrachte,
den Ginkgo
(bei Sabine L. las ich,
er werde New York überdauern,
diese Stadt),
dann frage ich mich
oder frage ihn:
Baum,
warum wächst du nicht?
Baum,
warum hältst du
den Frühling hinaus?
Baum,
warum überlässt du
den Sommer ändern?
Baum,
warum überwinterst
du
leichter als ich
und nimmst mein
Gedicht vorweg.
Du bist schlau,
Baum.

Nico Bleutge, *libellenkörper, wie erlegt ...* (2008)

... und eingeklappt die feinen beine, die augen
schon ganz schwarz, der daumen dreht den hinterleib

von oben zweite ansicht, *daß die äderung noch hält*, da
zittern härchen, wenn es bläst, da zuckt der kleine

angespannte muskel an der wimpernhaut (war es ein duft
der langsam stieg, war es ein hauch, ein ähnlicher tonfall?)

lungenstiche, trockener mund, der druck in den spitzen läßt nach
dicht an den härchen rührt sich nichts mehr, alles ist fast wie zuvor

alles ist plötzlich verändert, wenn man den fingerkuppen
traut, die über ringe fahren, leicht geschupptes grün. man

kann den unterschied der farben, kann *der bildung nettigkeit*
auch nicht die fasern zählen. nur an der seite löst sich etwas, weist

nach unten, wo schon ein flügelstück, in der hand des betrachters
sicher verwahrt, die augen richtet, flicken läßt. wer

mag das kleben, fragen die pupillen, wer besitzt den leim? und
wer die drahtscharniere? Staub wird entfernt von den gelenken

wird von den rumpfsegmenten abgetupft, mit der pinzette
geht es aufwärts, nah ans styropor. es reicht die platte

halbwegs aus, für dieses mal. die finger streicheln
vorsichtig den rand. und halten ein. die nadel wartet schon